

BEMERKUNGEN ZUR HISTORIE UND PRAXIS DES KIRCHLICHEN OST-WEST-DIALOGS

Wenn wir heute über die Problematik des kirchlichen Ost-West-Dialogs reden, stehen wir vor einem Teil des Konfliktfeldes, das nicht nur im europäischen Raum, aber hier doch besonders, als eines der bedeutendsten unserer Tage erscheint. Nicht nur verschiedene nationale Erfahrungen begegnen einander, sondern auch die unterschiedlichen Erfahrungen der heute Sechzigjährigen und der nachgewachsenen Generation. Inzwischen wächst die dritte Generation in die Konfrontation des derzeitigen Ost-West-Verhältnisses hinein, gewiß auch in die zunehmenden Versuche eines Dialogs; jene sind ein Faktum, diese ein Beginnen, dessen Fortgang noch nicht abzusehen ist. Von den Versuchen eines Dialogs, hier seien die auf westlicher Seite charakterisiert, ist zu sagen, daß sie mit Vehemenz oft unternommen werden, jedoch teilweise des geschichtlichen Blicks und Verständnisses entbehren. Bei allem Temperament, das ihnen zueigen ist, binden sie sich an die Geschehnisse vom Zweiten Weltkrieg an beginnend. Begriffe der Schuld, der Bitte um Vergebung, der Versöhnung und Ausöhnung geben manchen dieser Versuche neuerlich eine bisher so nicht gekannte theologische Dimension. Die Einbeziehung dieser Größen in die politische Ethik und Forderungen der Tagespolitik hebt die geistesgeschichtliche und politisch-historische Bemühung nicht auf. Europa ist älter als ein halbes Jahrhundert derzeitiger Spannungen.

Ein theologisches Gespräch ist, wie jedes andere auch, von vielen Faktoren bedingt. Dies zu betonen ist wichtig. Theologie sollte exakt von der Sache her betrieben werden, sie kann aber nicht abstrakt getrieben werden. Theologische Überlegungen sind in ein dichtes und verzweigtes Geflecht dessen eingeordnet, was als politische und kulturelle Gegebenheiten wirksam wird. Es sind Faktoren, die ihren Einfluß auf die Arbeit des Theologen und das Wirken der Kirchen ausüben. Zeiten, das Herkommen und die Geschichte in ihren Lebensräumen, auch der Standpunkt, auf welcher Seite man diese Geschichte erlebt, bestimmen kirchliches Fragen mit. Es erscheint angebracht, diese Einflüsse zu respektieren, nicht um sie an die Stelle theologischer Bemühungen zu setzen, sie fälschlich übermächtig werden zu lassen und theologisch-kirchliche Arbeit gleichsam in ein Derivat historischer Abhängigkeit, politischer Willensbildung und regionalisierenden Kulturempfindens zu verwandeln. Diese Größen zu nennen, auf ihre Bedeutung

hinzuweisen, vermag dazu zu helfen, daß ein kirchliches Gespräch solcher, die aus verschiedenen Räumen kommen, zu einem fruchtbaren Gespräch wird. Dies erscheint wichtiger, als sich nur der Übereinstimmung in Zielen zu versichern oder des beiderseitigen Willens zur Übereinstimmung, ohne daß Bedingungen und Bedingtheiten offen genannt werden.

Dem Ost-West-Konflikt in seiner derzeitigen Ausprägung wird, so erscheint es, eine allzu große Rolle beigemessen, wo es doch auch um die Erhellung historisch bedingter Faktoren geht. Diese Faktoren reichen im europäischen Raum viel weiter zurück, als daß sie durch Daten dieses Jahrhunderts allein erfaßt werden könnten. Unser Geschichtsverständnis ist in allen Bereichen, sei es in denen der politischen Geschichte, der Kultur, des Kirchentums, älter, als daß vordergründig aktualisierende Angaben es erhellen könnten. Das West-Ost-Verhältnis ist eben nicht nur durch politische und gesellschaftliche Kriterien heutiger Spannungen geprägt. Das Begriffspaar West-Ost ist im Anfang unseres Jahrhunderts, im 19. Jahrhundert schon so bekannt, wie es für Einsichtige bereits zu Zeiten des Patriarchen Photios im neunten Jahrhundert und in größerer Breite vom elften Jahrhundert an der Fall war.

Es sollte festgehalten werden, auch nicht vorschnell den Begriff Westen oder Osten mit dem einer akuten politischen Lage zu verbinden. Nach den gegebenen Machtverhältnissen heißt Osten die Sowjetunion und die Räume ihres unmittelbaren Einflusses außerhalb ihrer staatlichen Grenzen. „Osten“ hat im europäischen Geschichtsverständnis und dem des Mittelmeerraums das erste Perserreich bedeutet, später das Sassaniden-Reich, Hunnen und Awaren, Araber, Mongolen und Türken. Für die Erörterung unserer Fragen sollte das großartige Wort aus Shakespeares „Sturm“ gelten: „The past is prologue.“ Die Vergangenheit ist der Prolog dessen, was wir erleben und wofür wir uns bemühen.

Das Griechentum hatte in der Begegnung mit dem Perserreich seine Ostbegegnung erfahren. Auch das Römische Reich erkannte innerhalb seiner sich ausweitenden Grenzen einen Ost-West-Gegensatz. Rom hatte die bedeutenden Einflüsse erfahren, die die unterworfenen Völker, vor allem die Griechen, auf seine Kultur ausübten. Später führten die mannigfaltigen Bemühungen, die Einheit des Reiches zu bewahren, zu den Verwaltungsordnungen unter Diokletian. Er berief zwei nachgeordnete Augusti und zwei Caesares, um in der Dezentralisierung die Mobilität immer notwendiger werdender Verteidigungsmaßnahmen zu gewährleisten. Dies war auch die Konsequenz aus den Erfahrungen, daß Rom der Sprengkraft von außen gegen die östlichen Reichsteile andrängender Völker angesichts des hohen ökonomischen und kulturellen Gewichts dieser Reichsteile zu erliegen drohte. Die Gründung Konstantinopels als neuer Reichshauptstadt durch Konstantin trug dem Rechnung.

Nach außen hin hatten vor allem die Kriege mit dem persischen Sassaniden-Reich die Problematik zwischen Ost und West vertieft. Die fortgesetzten Auseinandersetzungen mit dem Perserreich haben die römische Militärgeschichte im dritten und vierten Jahrhundert bestimmt. Ein eindrückliches Datum dieser Geschichte sei genannt — der Tod des Kaisers Valerian in persischer Gefangenschaft 260, nachdem sein 257 begonnener Feldzug unglücklich geendet hatte. Noch heute zeugen in Chusistan, der iranischen Erdölprovinz, Brückenbauten und Staudämme von der Zwangsarbeit kriegsgefangener römischer Ingenieure und Legionäre. Es ist wichtig, solcher Entwicklungen und der mit ihnen einhergehenden Gefühle eingedenk zu sein, um die endliche Aufteilung des römischen Reiches in einen Ostteil und einen zunächst geordnet erscheinenden, aber schließlich heftig umkämpften Westteil zu verstehen. Das Begriffspaar Rom—Byzanz, als das klassische noch in unserem Geschichtsbild lebendig, hat in jenen frühen Vorgängen eine ebensolche längere Vorgeschichte, als es im allgemeinen bewußt wird.

Die Fakten west-östlicher Spannungen sind nicht ohne die sie begleitenden, vorbereitenden, rechtfertigenden ideologischen Untermauerungen zu erfassen. Erst sie erschließen das Gesamtbild politischer Geschehnisse, die in ihm zum Ausdruck kommende Unerbittlichkeit. Politisches Selbstbewußtsein und geschichtlicher Anspruch fordern Zielsetzungen und Programme heraus. Der Gegensatz zwischen Rom und Byzanz, soweit er das kirchliche Gegenüber kennzeichnet, verstärkte sich in Jahrhunderten. Aus dem Nebeneinander verschiedener Patriarchen wurde, historisch, machtpolitisch, theologisch bedingt und abgestützt, das spannungsreiche Gegenüber des Papstes und des ökumenischen Patriarchen. Aus Einflußräumen wuchs in Europa eine Grenzlinie heran, die sich von Karelien über den Peipussee, Weißrußland, die Ukraine, den Balkan bis in die Gebiete erstreckte, die schon die römische Antike den Osten des Reiches genannt hatte.

Grenzen sind nicht mit einem Mal unveränderlich da, sie unterliegen dem Wandel. Sie können sich verfestigen, wie sie ebenso erneut aufbrechen können. Im Gedenkjahr des Slawenapostels Methodios ist es angebracht, auf die Abgrenzungen zwischen den großen Kirchentümern zu schauen, die sich in seiner Zeit anbahnten. Das großmährische Reich wäre beinahe ein Teil des kirchlichen Ostens geworden; dies wurde durch kirchliche Einflüsse aus dem deutschen Raum vereitelt. Nur im slawischen Süden des Balkans war das Werk der Schüler des Slawenapostels kräftig genug, um dessen Völker in das östliche Kirchentum und seine Kultur zu führen. Ein anderes Faktum der Verfestigung der großen europäischen Trennlinie waren die Auseinandersetzungen Groß-Nowgorods mit den Schweden und Deutschen. Die Eisschlacht auf dem Peipussee 1242 legte durch ihren Ausgang zugunsten der Nowgoroder unter Alexander Newski auf Jahrhunderte den Grenzverlauf fest. Auch

wenn diese Grenze seit Peter dem Großen überholt ist, hat sie doch bis heute nichts von ihrer kulturellen und religiösen Nachwirkung eingebüßt.

Der vierte Kreuzzug, der zur Zerstörung des Reiches von Byzanz und zur Errichtung eines lateinischen Kaiserreiches an dessen Stelle von 1204 bis 1270 führte, blieb im Ringen um den Grenzverlauf eine Episode. Das Reich von Nicäa, der dem westlichen Zugriff nicht zugängliche Teil des Byzantinischen Reiches, konnte sich schließlich wieder mit den von den Lateinern genommenen Reichsteilen vereinigen. Aber die Geschichte zwischen Griechen und Lateinern blieb von jenen Tagen an von der Bitterkeit aufgeladen, mit der die Griechen auf das blickten, was ihnen vom lateinischen Westen angetan worden war. Die Vorbehalte und Erschütterungen im Gefolge dieser Geschehnisse haben die Geschichte aller späteren Unionsversuche maßgeblich beeinflußt. Mochten auch leitende Persönlichkeiten gewillt sein, gewöhnlich aus der politischen Not geboren, unter Vergangenes einen Schlußstrich zu ziehen, die 1439 geschlossene Union von Florenz zwischen der Kirche des Westens und der von Byzanz zerbrach bald. Daran trug nicht nur der Fall Konstantinopels 1453 Schuld. So schmerzlich dessen Folgen auch waren, konnte damals ein Grieche unwidersprochen sagen, daß ihm die Herrschaft des Türken über Konstantinopel lieber als die des Papstes über seine Stadt sei. Wenn nicht nur die Stimmen von Kirchenführern in ökumenischem Geist die Meinung ihrer Kirchen heute wiedergeben, sondern auch die Stimmen der großen Masse der Gläubigen gehört werden müssen, herrschen im griechischen Volk noch immer Momente, die aus der Bitterkeit früherer Jahrhunderte und Erfahrungen herrühren. Sie sind von einem Mißtrauen und Emotionen gegen die Vormacht des europäischen Westens, die USA, bestimmt, dies auch angesichts der ebenso auf Jahrhunderte zurückweisenden griechisch-türkischen Spannungen.

Als der Deutsche Orden im baltischen Raum zu wirken begann, gab die Gewinnung von Nicht-Christen für den christlichen Glauben seinem Handeln die Kraft — eine Zielsetzung, mit der der Orden in seiner Zeit nicht allein stand. Das Besondere war sein Geschichtsverständnis. Es war am Richterbuch des Alten Testaments ausgerichtet und betonte dessen Vorstellungen vom Gehorsam der kleinen Schar gegenüber dem Herrn Israels, der Richter im Volk gegen schuldhaften Abfall, gegen die Neigung, sich mit der kanaanäischen Umwelt unter Preisgabe des eigenen religiösen Guts zu arrangieren. Solche Vorstellungen ermöglichen es dem Orden noch über die Zeit hinaus, als er nicht mehr dem Heidentum gegenüberstand, christlichen Ländern Kräfte zu geben. Gegenüber dem Osten blieb sein Bewußtsein, an der Vormauer der Christenheit zu stehen. Dies gab seinem Verständnis militante Züge und bestimmte noch viel später nach dem Untergang des Ordens Stimmen des baltischen Deutschtums. Die deutsch-baltischen Spannungen

mit den Kräften der Russifizierung und der Zentralisierung im Russischen Reich des 19. Jahrhunderts konnten in dem Wort des baltischen Historikers Carl Schirren Ausdruck finden, daß man so bliebe, wie man einst angetreten sei, die Stirn nach Osten gewandt.

Nicht nur die politischen Kräfte im baltischen Raum hatten in ihrer Geschichte ein Vormauerbewußtsein entwickelt. Auch das polnisch-litauische Christentum pflegte diese Vorstellung. Die Vormauer bestand an der Ostgrenze Polen-Litauens gegenüber dem Moskauer Staat. Auch in den nach Süden anschließenden Gebieten Europas hat es das Vormauerbewußtsein gegeben. Kroaten, Ungarn, Serben, Venezianer haben sich an der Kampflinie gegen die islamischen Türken gefühlt. Das besondere dieser Deutung war, daß man nicht zur Kenntnis nahm, daß sich im feindlichen Raum vor der Mauer andere Vormauern nach dem Verständnis der dort Lebenden aufgebaut hatten. In den russischen Teilfürstentümern war dies die innere Zurüstung gegen die 250jährige Mongolenherrschaft, schließlich die Grenzziehung zwischen der durch Moskau gesammelten orthodoxen russischen Erde und den Chanaten der Tataren, ferner die Gewinnung des Landes über den Ural hinaus.

Diese Geschehnisse im Norden und Süden Europas sind von einer Ausdeutung des Westens und des Ostens geprägt worden: Der Anbruch des Tages ist immer auch als der Anbruch geistlicher und geistiger Helligkeit und Klarheit verstanden worden. Der Tag brach im Osten an — ex oriente lux. Das Licht des neuen Tages zog seinen Weg über den leuchtenden Mittag zum erfüllten Tag im Westen. In Aufnahme des siebten Kapitels beim Propheten Daniel von der Ablösung aufeinanderfolgender Reiche hatte man im Mittelalter die politische Entwicklung von Osten nach Westen in der Geschichtsdeutung verlaufen sehen. Es ergab sich die Frage, was mit dem Osten geschähe, wenn die Entwicklung nach Westen zutriebe. Entfernt von den Räumen der christlichen Anfänge hat man diesen Osten vielfach abgeschrieben. Mit dem Weiterrücken des christlichen Welttages, der Entwicklung der Kirche nach Westen enthielt der Osten nach der Vorstellung vieler nur noch Überreste. Reliquien, Hülsen eines Kirchentums ohne rechte Inhalte. Zum Schisma gesellte sich der Vorwurf der Häresie. Für das Kirchentum des Westens konnte der Osten zu einem Steinbruch werden, aus dem man sich zur eigenen Darstellung bediente. So gelangten nicht erst mit dem lateinischen Kaiserreich des 13. Jahrhunderts, sondern zuvor schon und anhaltend später Reliquien nach Westen in die Länder kräftig emporblühenden Kirchentums, schlachteten Italiener, Franzosen, Deutsche den christlichen Osten aus. San Marco in Venedig ist nur eines der besonders hervortretenden Beispiele.

Der Klageruf kirchlicher Reisender im östlichen Europa und im Nahen Osten, Äußerungen der Forschung noch im vorigen Jahrhundert im Blick

auf das kirchliche Leben eines recht weitgegriffenen und summarisch verstandenen Ostens: „Oh, was ist das für ein Christentum“, bezogen auch weitere Räume der Tageswanderung des christlichen Geistes ein. Dazu gehören Ägypten, Griechenland, der Balkan, sogar Italien, bis man hochgemut bei sich selbst im Westen angekommen war. Dann stritten nur noch deutsches, französisches, spanisches und englisches Christentum um den Siegespreis, wo der helle Tag zu seinem Ziel gelangt sei. Zu seinem Ziel? — Aber war dieses Ziel nicht auch Abschluß? Wurde der Westen, das Abendland, die Region des Sonnenuntergangs, dessen äußerster Punkt Cap Finisterre — Ende der Erde — hieß, nicht auch Bereich des eschatologischen Endes? Große Deuter der christlichen Geschichte im Mittelalter wie Otto von Freising haben es so verstanden. Die *translatio imperii*, die Überführung von einer Weltmacht zur anderen, war zum Abschluß gelangt, die Kirche, synonym für die Ausbreitung des Reiches Gottes, hatte das Ende der Welt erreicht. Die eschatologische Stunde der Erfüllung aller Verheißungen war gekommen. Dies führte bei Otto von Freising und seinen Zeitgenossen nicht zu müder Resignation, zu einer achselzuckenden „fin du monde“-Stimmung. Ihre Bindung an die biblischen Worte nahender Erfüllung ließ sie vielmehr ihre Häupter erheben, führte ihnen neue Kräfte zu. Die Vertiefung der abendländischen Frömmigkeit, der Aufbruch der Mystik erschienen wie eine Bewegung zur Bewahrung gegen die Nöte des Endes.

Im gesamten europäischen Raum gab und gibt es noch ein vielfach betontes Empfinden eines Ost-West-Gefälles. Es hatte Momente griechischen Selbstverständnisses von der Überlegenheit über die Barbaren aufgenommen und sich mit der Vorstellung der Wanderung des Lichts verbunden. Zivilisatorische Entwicklungen, aber auch das einfache Verständnis, je weiter man im Westen lebe, um so höher sei der eigene Status anzusetzen, korrespondierten mit der abschätzigen Einstufung ostwärts Wohnender. Französische Urteile vom 17. Jahrhundert an über die östlich Frankreichs wohnenden Nachahmer französischen Wesens, die Nutzung der französischen Sprache durch die Gebildeten und Mächtigen in anderen Völkern bestätigten solche Einschätzung. In einem Aufbegehren gegen die Nachwirkungen solchen Verständnisses noch im Anfang des 19. Jahrhunderts hat Ernst Moritz Arndt kritisch vermerkt, daß den Franzosen der Raum östlich des Rheins wie eine „Bärenheide“ erscheine, das heißt als ein Raum befremdlicher Wildheit der Landschaft und ihrer Bewohner.

Nicht nur ganze Völker sind in ihrem Lebensraum solchen Urteilen unterworfen gewesen. Im Verständnis vieler Völker in West- und Mitteleuropa herrscht die Vorstellung eines West-Ost-Gefälles innerhalb der Grenzen ihres Landes. Im westlichen Deutschland — dies war lange vor 1945 der Fall — wußte man sich an der Spitze der Entwicklung stehend. Vom Rhein-

land nach Mittel- und Ostdeutschland schauend schien der Blick manch eines sich senken zu müssen, um Wesen und Kultur dort zu erfassen. Das Wort eines Rheinländers zu Anfang des vorigen Jahrhunderts angesichts der Vereinigung mittelrheinischer Gebiete mit Preußen, daß man zwangsweise in eine arg arme Familie einheirate, gibt treffend solche Empfindungen wieder. Dies hat auch für den rheinischen Protestantismus gegolten. Mit großer Herablassung blickte man auf die Kirchenprovinzen im östlichen Preußen, die wie Rheinland und Westfalen zur Kirche der Altpreußischen Union gehörten, aber weniger als das eigene Kirchentum galten. In das darin zum Ausdruck kommende theologische und kirchenpolitische Urteil hatten sich vielfach unbewußt kräftige Regungen älterer West-Ost-Wertungen gemischt. Katholische Empfindungen in den westlichen Schwerpunkträumen der katholischen Kirche gegenüber dem protestantisch bestimmten Mittel- und Ostdeutschland stellten in früherer Zeit eine Parallele zu dieser Wertung dar. In Deutschland konnte „Ostelbien“ zu einem Synonym für das Beharrungsvermögen feudalistischer Strukturen, in der Zeit der Weimarer Republik für antidemokratisches Verhalten, für eine insgesamt dem Fortschritt entgegenstehende Bevölkerung werden.

Nach bloßen zivilisatorisch-technischen Maßstäben mochte es ein solches Gefälle in Teilbereichen tatsächlich geben. Aber entscheidend für die Urteilsbildung wurde die Verwechslung von zivilisatorisch-technischer Entwicklung mit der Kultur. Aus einem Behältnis für Rasierzeug und Zahnbürste wurde vor noch gar nicht so langer Zeit der „Kulturbeutel“. Wer hatte wohl mehr Kultur, der fremde Soldat, der während des letzten Krieges in einer russischen Bauernhütte gut gedruckte Bilder zweifelhafter Frauengestalten an die Wand heftete, oder die Bäuerin, die beim Quartierwechsel die Wand von den Bildern befreite und die Stelle, wo sie gegangen hatten, so putzte, als müsse sie noch das Holz der Wand reinigen?

Jedes Volk und Land in Europa hatte und hat seinen eigenen „Osten“, die Region, der man nachsagte, daß dort die Menschen in schlechteren Verhältnissen lebten und Fortschritte noch nicht zum Durchbruch gekommen seien. Das Überlegenheitsbewußtsein der einen, die Einordnung der anderen als Zurückgebliebene endete ebensowenig an den Grenzen des östlichen Deutschlands wie sie an den Grenzen zum westlichen Deutschland geendet hatten. Auch im Osten konnte man auf weiter östlich wohnende hoheitsvoll und bedauernd zugleich blicken. Der preußische Masure fühlte sich dem stammesverwandten Polen wie der preußische Litauer den Litauern jenseits der Grenze überlegen. In Polen war es nicht anders, auch hier gab es eine entsprechende West-Ost-Wertung. Sie bestimmte in Überlegenheit den Blick auf den Osten Polens, den Raum östlich des Bug, nach der Vorstellung vieler das Gebiet, in dem sich Herrschaftsstrukturen früherer Jahr-

hunderte auf riesigen Gütern und in zahllosen armen Dörfern erhalten hatten. Auch Lettland hatte seinen Osten, die Provinz Lettgallen, auf die man von Riga wie auf eine ferne unterentwickelte Provinz blickte. Diese Beispiele mögen genügen. Es wäre einer besonderen Untersuchung wert, in allen europäischen Ländern den jeweiligen „Osten“ auszumachen und die säkularen sowie die kirchlich-religiösen Urteile darüber zusammen-zutragen. Manche dieser Urteile werden oft nur Empfindungen ohne konkreten Realitätsbezug ausdrücken. Auf Jahrhunderte zurückweisend zeugen sie von der Beständigkeit einmal geäußelter Urteile, die sich zu Vorurteilen verwandelt haben.

Die wandernde Trennlinie und die wandernden Landesgrenzen von den Zeiten des römischen Reiches an bestimmten bis heute das Bewußtsein vor allem der unmittelbar Betroffenen. Bis 200 nach Christus rückte die große Trennlinie von Rom nach Osten vor. Sie wurde lange eine umkämpfte Grenze zwischen Kleinasien und Mesopotamien. Unter dem Islam wurde die Grenze weit nach Westen zurückgedrängt. Algharb, der Westen, die heutige portugiesische Algarve, war mit dem größten Teil der iberischen Halbinsel arabisches Herrschaftsgebiet geworden. Der Erfolg des 700jährigen Kampfes um die Lösung von arabischer Herrschaft hat auch das politische und religiöse Bewußtsein der iberischen Völker auf das stärkste bestimmt.

Im donauropäischen Raum war die Grenze zwischen West und Ost Jahrhunderte lang eine blutende Grenze. Ungarn, Kroatien, Kärnten, die Steiermark sind noch voll der Erinnerungen an diese Zeit, das Schlagwort von den „Türken vor Wien“ gemahnte lange das westliche Europa an seine gebrechliche Gestalt. Die Völker und Volksstämme im Grenzbereich sind von jenen Geschehnissen besonders geprägt worden. Eine bemerkenswerte Empfindlichkeit bei der Bewahrung nationalen und kulturellen Erbes hat unter den österreichischen Bundesländern den Bewohnern Kärntens bestimmte Konturen bis zur Gegenwart gegeben. Als sich in diesem Grenzbereich gegen die Türken die Lage zu klären begann, übernahm Rußland die Auseinandersetzung mit dem türkischen Reich. Die Hilfeleistung bei der Befreiung Bulgariens vor etwas mehr als 100 Jahren im russisch-türkischen Krieg war von starken Emotionen christlicher Gesamtverantwortung, der Erfüllung eines gesamteuropäischen Auftrages Rußlands erfüllt. Äußerungen entsprechender Art wurden in Polen während des sowjetisch-polnischen Krieges 1920 laut. Als im Zuge der militärischen Auseinandersetzungen das „Wunder an der Weichsel“ dem russischen Vormarsch ein Ende setzte, erfolgte bald eine Deutung dieses Geschehens. Es gab polnische Ansichtskarten zu kaufen: Über der polnischen Erde thronte die Himmelskönigin, Maria, Regina Poloniae und seine Beschützerin. Die Linie dieses Verständnisses von den polnisch-schwedischen Kriegen bis in die

heutige Zeit ist wiederholt nachgezeichnet worden. Jedes Volk und Land kennt in seiner Geschichte, in der Deutung seines Erlebens, jene Ereignisse, in denen es gleichsam zum Mittelpunkt der Welt, zur Verteidigerin höchster Güter, zum Schnittpunkt himmlischer und weltlicher Mächte wird.

Zuweilen werden die Bezeichnungen von West und Ost bloßer Ausdruck der Machtkonstellation. Die im Ersten Weltkrieg von den deutschen Truppen eroberten Gebiete hießen postalisch „Ober-Ost“, eine Kurzform der Bezeichnung des zuständigen Armeeoberkommandos. Im zweiten Weltkrieg hieß das gleiche Gebiet während der deutschen Besatzungszeit „Ostland“. Nach 1945 sprach man in Polen von den wiedergewonnenen Westgebieten, damit Vorstellungen des expansiven polnischen Westmarken-Vereins aus der Zeit zwischen den Weltkriegen aufgreifend. Galizien wurde nach 1944 für die Sowjetunion zur wiedergewonnenen Westukraine.

Vom Wandern der Grenzen und damit verbundener Bewußtseinsänderungen sprechen heißt nicht nur vom Vergangenen reden. „Osteuropa“ ist die Bezeichnung des sowjetischen Herrschafts- und Einflusses geworden. Eine vor einigen Jahren in der DDR erschienene kirchenhistorische Arbeit „Luther und Luthertum in Osteuropa“¹ enthält Beiträge über polnisches, baltisches, ungarisches, tschechoslowakisches Luthertum, über das Luthertum in Rumänien, nichts dagegen über das Luthertum Jugoslawiens. Der Bayerische Wald und das Erzgebirge sind zum Grenzbereich zu Osteuropa geworden, wenn, wie geschehen, die Tschechoslowakei zu Osteuropa gerechnet wird. Eine solche Zuordnung könnte dem Mißverständnis und Sprachgebrauch einiger weniger zuzurechnen sein. Tatsächlich aber ist die Bezeichnung „Östliches Europa“, „Osteuropa“ in der anglo-amerikanischen Terminologie für die gleichen Länder, einschließlich der DDR bereits üblich geworden. Sie beschränkt sich nicht auf anglo-amerikanischen Sprachgebrauch, sondern wird auch im westlichen Europa in Gesamtdarstellungen religiöser, juristischer, politischer Phänomene im sowjetischen Einflußbereich verwandt. Der Sprachgebrauch weist den Grad der Anerkennung politisch-historischer Anerkennung aus. Das Verschwinden eines Begriffs wie Ostpolen, der östlichen Slowakei wie die in Brauch kommende Bezeichnung mitteleuropäischer Gebiete als „Eastern Germany“ zeugen davon.

Kein Tscheche, Slowake, Ungar oder Pole, kein Este, Lette oder Litauer mit historischem Sinn und kulturellem Bewußtsein wird sich freiwillig als Osteuropäer und sein Land als ein Land Osteuropas einordnen. Geschieht es dennoch, sei es durch politische Lenkung der einen, ungenauen Sprachgebrauch der anderen, so treten Veränderungen ein, die auch das weitere Denken beeinflussen. Dies kann zu einer gefährlichen Verengung der Sicht, zur Verabsolutierung sogenannter realer Tatsachen, zum Aufbau neuer Vorurteile führen. Die gegenwärtige Generation lebt offensichtlich nicht in

einer Zeit, in der nach Vorurteilen und Fehlern der Väter nun in großer Klarheit das Aufräumen beginnen könnte. Die Zeitgenossen, wohin sie auch gehören mögen, tragen wieder durch Gewöhnung, durch gedanklich-sprachlichen Mißbrauch kräftig zu neuen Falschorientierungen bei. Spätere Generationen werden darüber ebenso die Köpfe schütteln, wie es die heutige über Fehlentscheidungen und Fehlerurteile ihrer Väter tut.

Die Geschichtsdeutung, die auf das Geschehen einwirkenden Ideen sind auch immer ein Teil lebendiger Geschichte. Sie entzieht sich der Planung und Festlegung. Deshalb ist es verständlich, daß es entgegen den Schemata, den Vorstellungen des Gefalles von West nach Ost oder des Vorschreitens von Ost nach West auch widersprechende Äußerungen und Geschehnisse gegeben hat. Seien sie im osteuropäischen Lebensbereich oder im Westen erfolgt, so bestätigen sie durch die Erklärungen und Deutungen der Handelnden in der Auseinandersetzung mit den herkömmlichen Schemata, wie sehr diese bestimmend waren und sind.

Der europäische Osten ist in Jahrhunderten zum Siedlungs- und Wanderraum von Menschen des westlichen Europa geworden. Viele von ihnen waren aus einer Enge ausgebrochen, die ihnen keine Existenzmöglichkeit bot. Religiöse Minderheiten hatten Sicherheit vor den Verfolgungen im Westen gesucht. Die Wanderung mennonitischer Gemeinden über das nordwestliche Deutschland und Polen nach Rußland ist dafür ein Beispiel. Antitrinitarische Gruppen wie die Sozianer sind ebenso zu nennen wie Einzelgestalten religiöser Unruhe, Melchior Hofmann oder Quirinus Kuhlmann. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gehörte der europäische Osten noch zum Wandergebiet deutscher Handwerksgesellen.

Ein Lied deutscher Einwanderer des 18. Jahrhunderts nach Polen führt in das Geflecht wirtschaftlicher Interessen, des Strebens nach Selbständigkeit und religiöser Heilserwartung, die zumindestens einen Teil dieser Einwanderer bestimmte:

Jetzo ist es ausgemacht,
daß der Marsch geht nacher Polen.
Gott hat es dahingebracht,
man kann nicht zurück uns holen;
tretet eure Reise an
nach dem polnisch Kanaan.²

Die Initiativen protestantischer Kreise von den Zeiten der Reformorthodoxie und des Pietismus an sind noch nicht sehr in das historische Bewußtsein gerückt. Sie vermitteln den Eindruck einer starken Bewegung und der Überwindung bisheriger Vorbehalte und Grenzen. Der Hallenser Pietismus, aber dieser auch nicht ausschließlich, hat durch seine Feststellungen, seine

missionarischen Aktionen dazu beigetragen, daß die deutsche Rußlandkunde wesentlich erweitert worden ist.

Im apokalyptisch gedeuteten Geschehen der napoleonischen Kriege konnten die Vorstellungen Heinrich Jung-Stillings viele religiös Bewegte nach Rußland führen. Jung-Stilling hatte visionär die Sammlung eines heiligen Restes in einem Utopia, Solyma, lokalisiert, das im Gebiet von Samarkand lag. Er schildert, daß aus allen Richtungen der Welt die Gläubigen zusammentreffen. Ihre Stimmen vereinigen sich zum Lobhymnus „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren“. In Jung-Stillings Vision vermischt sich Apokalyptisch-Befremdliches mit Vertrautem, das Unfaßbare mit dem auch schlichten Menschen zugänglichen Faßbaren. Gerade diese Verknüpfung war imstande, in einer zutiefst bewegten Zeit der Kriege und der Veränderungen konkrete Bewegungen auszulösen. Diese Bewegungen, die sich in Schüben vollzogen, haben nicht in Neu-Rußland, der Bezeichnung des Schwarzmeergebietes nach den russisch-türkischen Kriegen, haltgemacht. Teilströme führten weiter bis in den Kaukasus, wo südlich von Tiflis die grusinischen Kolonien schwäbischer Erweckter entstanden. Beim Durchgang durch Tiflis führte der Planwagen des Leiters ein Transparent mit den Worten: „Hier kommt die Herde der Gläubigen“. Sie suchten die Nähe des Ararats, den rettenden Bergungsort der Arche in den Schrecken der Sintflut, auch des kommenden Endes.

Die Unruhe, die damals viele Menschen in Westeuropa erfaßt hatte, war mit dem Geschehen der großen französischen Revolution und der Veränderung der Länder und Machthaber verbunden. Die Wanderungen waren eine Auseinandersetzung mit der Revolution und ihren Folgen. Andere haben diese Auseinandersetzung in ihren Schriften geführt. Joseph de Maistre sprach von der „fürchterlichen Literatur des 18. Jahrhunderts“ — er meinte damit die politische und schöngeistige Literatur der Aufklärung und formulierte im Blick auf das russische Volk: „Das erste, was dieses Volk in französischer Sprache lernte, waren Gotteslästerungen.“³ In Deutschland erwartete Franz von Baader weitere Vorstöße eines westlichen Nihilismus und suchte dagegen Hilfe von Rußland. Seine Vorstellungen sind ein eindruckliches Zeugnis aufgebrochener Unsicherheit im früher so selbstbewußten westlichen Europa, sie führten jedoch nur eine Linie weiter, die sich im Westen zuvor bereits abgezeichnet hatte: Luthers Feststellung, daß es im Osten ein souveränes und legitimes Kirchentum ohne päpstliche Suprematie gegeben habe, unterstützte seine Auseinandersetzung mit dem Papsttum. Leibnizens Überlegungen zur Bedeutung Rußlands in den Erörterungen mit Peter dem Grossen wie die Hallenser Bemühungen, das missionarische Feld nach Osten auszuweiten, gehören in diese Linie.

Äußerungen wie die Baaders waren einer eindrucklichen Anschauung vieler und einer Neubegegnung mit dem europäischen Osten gefolgt. Das Kennenlernen russischer Soldaten während der napoleonischen Kriege hatte weite Bevölkerungskreise in Deutschland zu Vergleichen geführt. Der französische Soldat, ein Kind der Aufklärung und der bedrohlichen Kräfte der Revolution, kam in der Volksmeinung gegenüber dem Frommen, sich bekreuzigenden russischen Soldaten schlecht weg. Diese Feststellung ist in der Zeit nationaler Erregungen und anhebender Romantik häufig getroffen worden.

Diese veränderte Einstellung betraf nicht nur Russen, sondern auch andere Völker, die gemeinhin zum Osten gerechnet wurden. Die Griechenbegeisterung im westlichen Europa während des griechischen Freiheitskampfes, die humanistische Idealisten zum Eingreifen nach Griechenland eilen ließ, gehört dazu. Dies galt auch für die Begeisterung, die sich im Vormärz und in den Revolutionen des Jahres 1848 breiter liberaler und demokratischer Kreise von Paris bis Berlin für das Polentum bemächtigte. Solche politisch inspirierten Wogen eines neuen Verständnisses für das Leben und die Freiheitsregungen in den von östlichen Mächten beherrschten Räumen vererbten mit der Zeit. Aber neben ihnen gab es viele religiös motivierte Interessenahmen für den europäischen Osten. Dies betraf sonderlich unter rechtlichem und religiösem Druck stehende Minderheiten. In katholischen Kreisen verfolgte man seit der Regierungszeit des Zaren Nikolaj I. mit erhöhter Aufmerksamkeit Pressionen gegen den Katholizismus und die Unionsbistümer im ukrainisch-weißrussischen Raum. Ein bis zur Gegenwart anhaltendes Bewußtsein katholischer Zusammengehörigkeit wie der Sammlung der östlichen Christenheit zu einer Herde unter dem Vicarius Christi wurde dadurch verstärkt. Auch in evangelischen Kreisen war, zumal seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, eine erhöhte Aufmerksamkeit für religiöse Entwicklungen im Osten anzutreffen. Sie beschränkte sich nicht nur auf Stundisten in Rußland, auf die Mission unter Angehörigen des Islam, sondern faßte auch vermehrt Eigenarten und Besonderheiten religiösen und kulturellen Lebens im östlichen Europa in den Blick. Eine Losung wie die „Licht dem Osten“, noch von dem Bewußtsein der Überlegenheit geprägt, konnte sich nach dem Ersten Weltkrieg zu der Losung „Licht im Osten“ wandeln. Die Erforschung der Einflüsse solcher Bestrebungen auf das Leben religiöser Gemeinschaften außerhalb der Orthodoxie steht erst in ihren Anfängen.

Eine Krisis im geistigen und politischen Leben des westlichen Europa, wie sie im Gefolge der französischen Revolution eingetreten war, war auch nach dem Ersten Weltkrieg in Erscheinung getreten. In ihrem Zusammenhang steht die drängende Erwartung der Besiegten des Krieges, Antworten

aus dem Osten auf ihre Fragen zu erhalten. Das große Experiment der Formierung einer Gesellschaft übte in der Zeit der Räterepublik und der jungen Sowjetunion zugleich mit einem neuen Verständnis für russische Beiträge zum Geistesleben eine Faszination auf die unruhig Fragenden aus, deren Ausmaß kaum noch nachempfunden werden kann. Wenn sie auch verging, so blieb doch im deutschen Bereich eine verschärfte Kritik am Westen, der sich als der Sieger im Krieg erwiesen hatte, zurück. Ein Propagandawort wie das häufig verwandte vom „morschen, verfaulenden Westen“ kennzeichnet diese Reaktion. Zu den Konkreta der zwanziger Jahre gehörte in nicht unbedeutenden Kreisen der deutschen extremen Rechten eine Aufgeschlossenheit für die Fragen einer neuen Gesellschaft. Die Verbindungen der Reichswehr zur Roten Armee in der Zeit zwischen den Weltkriegen müssen ebenfalls in den größeren Rahmen des Umdenkens und der Versuche zu Neuansätzen gesehen werden.

Die Vision Jung-Stillings hatte Bewegungen ausgelöst, ihnen entsprachen über ein Jahrhundert später im deutschen Raum in manchen politischen Lagern Züge einer neuen Ausrichtung nach Osten. Die deutsche Arbeiterbewegung hatte seit ihrer Entstehungszeit in einem konträren Verhältnis zum Russischen Reich gestanden, bestimmt durch Autokratie, feudalistische Strukturen und Rechtlosigkeit der Arbeiter. Im Gefolge der revolutionären Ereignisse seit 1917 änderte sich diese Einstellung unter der wachsenden Zahl deutscher Kommunisten. Nach 1930 begannen Kommunisten einander auf den Straßen mit dem Gruß „Heil Moskau“ zu grüßen. Ein solcher ungewöhnlicher Gruß setzte dem personalistischen Heilverständnis des Nationalsozialismus heilsgeographisches Verständnis entgegen. Dieses aus säkularen Quellen gespeiste, aber doch an religiöse Momente gemahnende Verständnis hatte im christlichen Denken schon früher Entsprechungen gehabt. Wie im Islam und im Judentum gibt es auch im Christentum die Zuordnung von Räumen und Richtungen in einem unterscheidenden Wertsystem. Konstanten sind vertraut – die Ausrichtung der Kirchen mit den Altären nach Osten, die Erwartung des wiederkehrenden Christus von Osten. In der Zeit naher Parousiehoffnung zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde es unter einer Reihe württembergischer Erwecker Brauch, die Überkleider bei der Feldarbeit nicht westlich des Arbeitsplatzes abzulegen. Würde Christus unversehens kommen, so müsse man ihm entgegengehen und dürfe sich deshalb nicht erst von ihm abkehren.

Im 19. Jahrhundert trat im östlichen Europa eine Neubestimmung der Ost-West-Beziehung ein. Mit einer Abwehr bisherigen westlichen Überlegenheitsanspruches verband sich ein erhöhtes Selbstbewußtsein unter Aufgreifen historisch-politischer Geschehnisse. Rußland, die immer stärker werdende Vormacht des europäischen Ostens, war auf der Suche nach

einer neuen Position im europäischen Gesamtgefüge. Westlern, die für die Lebensweise des Westens als den für Rußland gültigen Weg optierten, traten diejenigen gegenüber, welche das Heil ihres Landes, in einem messianischen Anspruch, auch das Heil der slawischen Völker und der Welt, von einer Betonung der historischen Wege Rußlands erwarteten.

Dafür ist eine Aussage des religiös motivierten Ivan Kirejewskij (1806–1856) bezeichnend. Sie stellte hergebrachten westlichen Überlegenheitsvorstellungen ein auf orthodoxen Traditionen fußendes, erneuertes Kulturbewußtsein russischer Prägung entgegen. „Die westeuropäischen Länder wurden durch das Christentum im Gewand der Lehre der römischen Kirche durchdrungen – die Russen durch das Licht der gesamten orthodoxen Kirche. Die Theologie im Westen wurde abstrakt und rationalistisch – in der rechtgläubigen Welt bewahrte sie die innere geistige Ganzheit. Dort finden wir die Spaltung der Vernunftvermögen – hier das Streben nach ihrer lebendigen Zusammenfassung; dort versucht man zur Wahrheit über die logische Verknüpfung der Begriffe zu gelangen – hier mittels Vertiefung der Selbsterkenntnis zur seelischen Einheit und zum Zentrum der Vernunft, dort sucht man eine äußerliche und tote Einheit – hier eine innere, lebendige ... Während es dort Universitäten gab, an denen scholastische Philosophie und Rechtswissenschaft gelehrt wurden, gab es im alten Rußland Klöster zum Gebet, die in sich das höhere Wissen zusammenfaßten ... In Europa entstand die Staatsform aus gewaltsamer Eroberung, in Rußland ging sie aus der natürlichen Entwicklung des völkischen Lebens hervor ... Der feindseligen Abgrenzung der Stände in Europa steht im alten Rußland ihre einhellige Solidarität ... gegenüber ...“⁴

Es braucht nicht betont zu werden, daß Kirejewskijs Äußerungen nur einen Bruchteil dessen widerspiegeln, was in Rußland während des vergangenen Jahrhunderts neu bedacht wurde. Bemerkenswert erscheint, wie hier westlichem Überlegenheitsverständnis ein hochgespanntes russisches Überlegenheitsbewußtsein entgegentritt. Es wird den Hörer im westlichen Europa zum Widerspruch leiten, wenn er verspürt, wie in jedem dieser Sätze seine eigene, bisher unangefochten erscheinende Selbsteinschätzung abgelehnt wird. Aber zugleich vermögen Kirejewskijs Aussagen zu verdeutlichen, mit welchem Anspruch des Westens sich ein Russe seiner Zeit ständig auseinandersetzen hatte. Dem pauschalen westlichen Urteil über den Westen tritt ein ebenso pauschales Urteil des Ostens über den Westen entgegen. Auch diese Sicht hat unter vielen Veränderungen Geschichte gemacht. Die pauschalen Äußerungen Kirejewskijs lassen an heute gültige Formulierungen denken: Der Zerfahrenheit, der Dekadenz westlicher Erscheinungs- und Lebensformen wird die Ganzheit des Humanismus sowjetischer Prägung entgegengesetzt.

Was bedeutet diese verwirrende und zunächst unvereinbar erscheinende Fülle geschichtlicher Reminiszenzen und in die Gegenwart hineinreichender Spannungen für das Verständnis und die Arbeit der Kirchen? Zunächst einmal haben sie bei ihren Überlegungen und den Bemühungen eines Zusammenführens das ernstzunehmen, was ihnen mit den historischen Folgen der Ost-West-Problematik aufgegeben ist. Ernstnehmen bedeutet nicht, jedes schroffe Wort, jedes zeitgenössische Stirnrunzeln auf dieser oder jener Seite verabsolutierend in eigene Befürchtungen und Hoffnungen einzu-beziehen. Der Blick in die Historie des Ost-West-Verhältnisses, auch wenn es nun auf der eigenen Seite bis zum Fernen Osten und auf der anderen Seite bis zur amerikanischen Pazifikküste ausgeweitet ist, befreit von verfälschender Aktualisierung. Der Blick läßt Relationen sichtbar werden.

Manche aktuell erscheinenden Feststellungen zum Ost-West-Problem, gleichgültig, welche Lösung in ihnen gesucht wird, sind vor dem Hintergrund der aufgezeigten historischen Bezüge ebenso in ein Netz von Reminiszenzen, Irrationalismen, Mythen und formalen Wiederholungen einzuordnen. Dies mag für all die enttäuschend sein, welche meinen, mit ihnen erst beginne nach vorausgegangenen Fehlern die Aufarbeitung der Fragen. Solche Selbsteinschätzung ist häufig anzutreffen; sie ändert nichts an der Tatsache, daß derzeitige ökonomisch, kulturell und politisch bestimmte Urteile in der „ersten“ und „zweiten“ Welt von mächtigen Traditionsströmen genährt sind, die vieles andere mitführen, das manchen um einen Dialog Bemühten nicht bewußt ist.

Für den Dialog der Kirchen ist ein neues und erweitertes geschichtliches Verständnis vonnöten. Eine Theologie, die sich von der Last der Geschichte — als solche erscheinen die genannten historischen Bezüge — freimachen möchte, um neue Wege zu gehen, wird allzu leicht im Mißverstehen des aus Vergangenen Erwachsenen in der Ahistorie landen, im Nichternstnehmen der Geschichte, die doch Prolog ist. Eine solche Theologie wird bei allem aktivistischen Impetus und aktualisierender Gestik erfolglos bleiben. Wo Geschichte als Last verstanden wird, die Christen heute im Handeln behindert, wird man nicht bindungsfrei, sondern bindet sich an die sogenannten Realitäten des Tages, die auch auf dem Gestern beruhen. Der aus der Geschichte flüchtende Mensch erliegt den daraus folgenden Mißverständnissen. Der aus der Geschichte nicht fliehende, sondern sie — in gewiß kritischem Verständnis — respektierende Mensch wird dagegen den notwendigen und befreienden Abstand von den verabsolutierten Realitäten des Tages finden und ihnen nicht mehr resignierend ausgeliefert sein.

Für den Dialog der Kirchen wird weiterhin ein Abbau von verabsolutierten Sachbezeichnungen notwendig werden. Der Sprachgebrauch in den Kirchen und der theologischen Wissenschaft im europäischen Westen ist

enthüllend, daß es eine akademische Disziplin „Kirchengeschichte“ gibt, daneben ein Sondergebiet „Ostkirchengeschichte“ und entsprechend eine Ostkirchenkunde. Dafür gilt, daß das Sondergebiet nur in beträchtlich minderem Umfang gelehrt wird, wenn dies in einer Fakultät überhaupt der Fall ist. Bezeichnungen verdeutlichen das zugrundeliegende Verständnis: Die Geschichte westlichen Kirchentums ist der Inhalt der Kirchengeschichte, Kirchenkunde ist zumeist auch Selbsterfassung des Kirchentums im Westen. Die Folge ist eine Zurückstufung, eine Minderbewertung der Kirchen im östlichen Europa wie im Nahen Osten, ebenso ihres geschichtlichen Weges. Im vergangenen halben Jahrhundert ist zwar vieles geschehen, um im evangelischen wie katholischen Bereich – in diesem weitaus mehr – solches Ungleichgewicht, wenn schon nicht zu beheben, so doch zu verdeutlichen. Die Gründung von Instituten und die Einrichtung von Lehrstühlen zeugen davon. Angesichts der der theologischen Wissenschaft in diesem Zeitraum zugewachsenen neuen Aufgaben kann von einer Minderung des Ungleichgewichts noch keine Rede sein.

In diesem Zusammenhang erscheint die besondere Rolle evangelischen Kirchentums und seiner theologischen Arbeit wichtig. Historisch gesehen hat sich die Vorstellung des Ost-West-Gefälles im evangelischen Kirchentum, seinen Interessen und Urteilen ebenso ausgewirkt, wie es im vorreformatorischen Christentum, im westlich kulturellen und politischen Gesamtverständnis gegolten hat. Ein Überblick über das deutsche evangelische Kirchentum, das durch Größe der Kirchen und Gemeinden und die geleistete wissenschaftliche Arbeit hervortrat, läßt nur ein kritisches Urteil zu. Man nahm wenig Interesse an dem, was sich in den christlichen Kirchen, zumal in den evangelischen Kirchen jenseits der östlichen Reichsgrenzen zutrug. Dortige Fragestellungen waren nach überwiegend herrschender Meinung kaum zu übernehmen, Anregungen nicht zu erwarten, weil das Gewicht deutscher theologischer Arbeit auch den Blick auf Beiträge im östlichen Kirchentum verstellte. Die Geschehnisse und Anlässe, bei denen sich der Blick einzelner oder kleiner Kreise, kaum der ganzer Kirchen und der theologischen Arbeit allgemein, auf das Kirchentum im Osten richtete, sind gering an Zahl, in ihrer Breite unbedeutend, in der Nachwirkung flüchtig.

Eine größere Aufmerksamkeit des mittel- und nordeuropäischen Protestantismus gegenüber dem evangelischen Kirchentum in Ostmittel-, Südost- und Osteuropa wird ein notwendiger Beitrag zu den mit dem Ost-West-Dialog gestellten Aufgaben sein. Dieser Beitrag ist gewiß nicht nur mit diakonischen Mitteln in engem Sinne zu bewältigen. Er hat die theologische Bemühung, wissenschaftliche Forschung einzuschließen. Sie sind ebenso ein Instrument einer weitgefaßten Diakonie. Dies gilt zumal im Blick auf

solche Kirchen, die durch äußere Umstände, den geringen Umfang ihrer Gemeinden und die nicht ausreichende Zahl ihrer Theologen an solcher Arbeit gehindert sind. Es braucht nicht unterstrichen zu werden, daß diese Aufgaben über gelegentliche Interessenahme hinausreichen und den Werken und Kreisen, die sich um den Kontakt zur Diaspora bemühen, erweiterte Pflichten auferlegen.

Diesen Aufgaben stehen vermehrt Schwierigkeiten gegenüber. Sie beruhen auf der Entwicklung, die die theologischen Interessen und Schwerpunktbildungen in den großen Kirchen des westlichen und nördlichen Europas genommen haben. Hier werden Fragen gesellschaftlicher Aktivitäten, politischer und ökonomischer Befreiung gestellt, die das Interesse weiter Kreise anziehen. Die europäischen, zumeist lutherischen Diasporakirchen im ostmittel- und osteuropäischen Raum erscheinen für eine solche Interessenlage nicht bedeutsam. Sie verkörpern für viele den Status konservativer, mehr bewahrender als vorwärts gerichteter Kirchen. Zudem sind sie vielfach eng mit einer Nationalität in ethnisch gemischten Regionen verbunden. Das macht sie für manchen westlichen Beobachter, dem solche Sachlage überholt erscheint, suspekt.

Es erhebt sich in der Durchführung eines verbesserten Dialogs die Forderung veränderter Wertsetzungen. Ein westlicher protestantischer Dünkel gegenüber den „kleinen“ Brüdern sollte abgebaut werden. Die Brüder in der Diaspora waren in der Theologiegeschichte zwar die Nehmenden, in der Kirchengeschichte sind sie noch lange nicht in dem erkannt worden, was sie unter den besonderen Bewährungen ihrer Existenz zu sagen haben. Sie sind Träger von Erkenntnissen, die dem westlichen Kirchentum in seiner Zerfahrenheit Hilfe für künftige Auseinandersetzungen sein können, ein Ruf zum Wesentlichen gegenüber so vielem, das zu Unrecht darauf Anspruch erhebt, wesentlich zu sein. Treue, Beharrung, die Konzentration auf den Grund des Glaubens und der Kraft kirchlicher Existenz sind in diesen Kirchen nicht nur Spruchgut und Gut des Gesangbuchs, sondern gültige Wirklichkeit. Sie haben ihre ureigenen Erfahrungen und ein in Jahrhunderten gewachsenes Wissen in diesen Dialog mit einzubringen. Ihr Beitrag wird das konkretisieren, was oftmals unter Absehen von der häßlichen Wirklichkeit des Tages allzu abstrakt erscheint. Die Bestimmung der Hierarchie der Werte, die Justierung der Urteile gehören zu den Aufgaben der evangelischen Kirchen im Westen, die sie ohne den Dienst der kleinen Diasporakirchen im östlichen Europa nicht bewerkstelligen können, ihre geistliche Verarmung würde dann nur weiter fortschreiten.

Dies ist nicht eine einseitige Schuldklärung für das Kirchentum und die Fragestellungen im deutschen Protestantismus. Die Überlegungen führen ebenso zu Fragen an das polnische, baltische, kroatische und ungarische

sche Luthertum, um diese herauszugreifen, wo denn jeweils im eigenen Bereich Verständigungsarbeit zu leisten ist. Es könnte sein, daß slowakische und kroatische Lutheraner noch auf Antworten aus Ungarn warten. Das Gespräch zwischen dem deutschen und dem baltischen Luthertum bedürfte ebenso einer Intensivierung. Auch der Dialog zwischen dem deutschen und polnischen Protestantismus hat noch längst nicht die Zonen erreicht, in denen sowohl ein deutsch-protestantisches wie ein polnisch-evangelizistisches Geschichtsverständnis zur Erörterung anstehen. Hierbei sei nur an die Geschehnisse zwischen den Weltkriegen gedacht.

Aus der Fülle der anzugehenden Aufgaben sei schließlich eine weitere herausgegriffen, die Bestimmung der Identität. Die derzeit so häufig gestellte Frage nach evangelischer Identität wird im deutschen Protestantismus keine hinreichende Antwort finden, wenn nicht auch der Beitrag aller derer Berücksichtigung findet, die in der großen Ost-West-Bewegung evangelischer Christen nach dem zweiten Weltkrieg in die evangelischen Kirchen West- und Mitteldeutschlands eingeströmt sind. Dies bezieht sich nicht nur auf die in den ersten Nachkriegsjahren Gekommenen, sondern auch auf die Bewegungen evangelischer Christen aus dem Balkanraum, aus Polen und der Sowjetunion in den jüngsten Jahrzehnten. Ihre so ganz anderen Erfahrungen und Voraussetzungen lassen Klärungen im Zusammenhang sowohl der Identität als auch des Ost-West-Dialoges erwarten.

Der quantitative Substanzverlust des Protestantismus in Ostmittel- und Osteuropa im Gefolge des Zweiten Weltkrieges ist offensichtlich in den Kirchen des westlichen Europas in seiner Bedeutung noch nicht erfaßt worden. Dies steht in Zusammenhang mit der hier angedeuteten unzulänglichen Wahrnehmung all dessen, was evangelisches Kirchentum im östlichen Europa einst bedeutet hat. Es sei hinzugefügt: Noch jetzt bedeuten kann, auch in den geringeren Ausmaßen. Aber dazu bedarf es, dies sei unterstrichen, erhöhter Aufmerksamkeit, eines weite Kreise in den Kirchen umfassenden Mitbedenkens und des ständigen Willens, aus den Gehäusen kirchlicher Einsiedelei herauszukommen. Dies gilt auch für das ökumenische Miteinander konfessionsverschiedener Kirchen. Das starke Interesse, das das politische Ost-West-Problem im deutschen Bereich erweckt, läßt verstärkt auf die blicken, die als gewichtige Mitwirkende, etwa als Majoritätskirchen in ihren Völkern Bedeutung haben. Allzu schnell können dabei Majoritätskirchen wie die katholische in Polen oder die orthodoxe in der Sowjetunion für das ganze gesetzt werden. Für die deutschen evangelischen Kirchen muß gelten, daß sie ihre Ansprechpartner in den lutherischen Kirchen suchen. Dies gibt ökumenischen Kontakten die rechte Bestimmtheit und wird kleine lutherische Diasporakirchen davor bewahren, als tributär und nachrangig gegenüber den großen Kirchen betrachtet zu werden.

Anmerkungen

- 1 Gerhard Bassarak und Günter Wirth (Hg.), Berlin 1983.
- 2 Zitiert nach Arthur Rhode, Geschichte der evangelischen Kirche im Posener Lande, Würzburg 1956, S. 113.
- 3 Zitiert nach Dmitrij Tschizewskij und Dieter Groh, Europa und Rußland, Darmstadt 1959, S. 66.
- 4 Ivan Kirejewskij, Über das Wesen der europäischen Kultur und ihr Verhältnis zur russischen, — zitiert nach Dmitrij Tschizewskij und Dieter Groh, a. a. O. S. 293.

Lieben Deutschen, kauft, solange der Markt vor der Türe ist. Sammelt ein, solange die Sonne scheint und gut Wetter ist. Braucht Gottes Gnade und Wort, solange sie da sind.

Martin Luther